

Die Häresie der Mysterienspiele

In seinem Apostolischen Schreiben „*Mane nobiscum Domine*“ zum Jahr der Eucharistie vom 7. Oktober 2004 benannte Papst Johannes Paul II. „das Kriterium, auf Grund dessen die Echtheit unserer Eucharistiefiern überprüft wird“. Unter der Überschrift „Im Dienst an den Geringsten“ führte er aus: „Warum sollte in diesem ‚Jahr der Eucharistie‘ nicht ein Zeitraum geschaffen werden, in dem Diözesen und Pfarrgemeinden sich in besonderer Weise dafür einsetzen, daß jeder der vielen Armuterscheinungen in unserer Welt mit brüderlicher Anstrengung begegnet wird? Ich denke an das Drama des Hungers, der hundert Millionen Menschen quält, ich denke an die Krankheiten, welche die Entwicklungsländer geißeln, ich denke an die Einsamkeit vieler älterer Menschen, an die Beschwernisse der Arbeitslosen und an die Widrigkeiten, mit denen die Immigranten konfrontiert sind. Diese Übel kennzeichnen – wenn auch in unterschiedlichem Maße – selbst die reichen Länder. Wir können uns nicht täuschen: an der gegenseitigen Liebe und insbesondere an der Sorge für die bedürftigen erkennt man uns als wahre Jünger Christi“ (*Mane nobiscum Domine*, Nr. 28).

Während der Papst mit großer und dramatischer Deutlichkeit die Frage nach der Echtheit und Wahrhaftigkeit der christlichen Eucharistiefiern gut biblisch an die Frage nach den Früchten des liturgischen Feierns der Christen für die Bedürftigen bindet, kreisen hierzulande die Diskussionen im Zusammenhang der Liturgie vielfach nur noch um binnenkirchliche Themenkomplexe. Der weite Horizont, den der Papst vorgibt, scheint entweder nicht zur Kenntnis genommen worden oder schnell wieder auf den engen Horizont eigener religiöser und liturgischer Bedürfnisse zusammengeschrumpft zu sein.

Verkürzt gesagt: Viele Wortmeldungen laufen auf „Regieanweisungen“ zur würdigen Gestaltung eines anscheinend primär als Theaterstück empfundenen Mysterienspiels hinaus, von dessen Aufführung sich die meisten Teilnehmer eine Befriedigung eigener Bedürfnisse erwarten. Unter wortreichen Warnungen vor dem „Zeitgeist“, dem man die Liturgie nicht ausliefern dürfe, wird von der Liturgie häufig genau das erwartet, was durchaus zeitgeistkonform ist: individuelles Wohlergehen, eine spirituelle Nische weitab vom gewohnten und gewöhnlichen Alltag, eine politikfreie Zone, ästhetischer Genuß, kultische Erlebnisse, die einem grauen Einerlei religiöse Farbe geben.

All diese Erwartungen sind nicht von vornherein unangemessen. Aber sie treffen nicht den Kern dessen, was christlicher Gottesdienst sein will: Dienst Gottes an den Menschen und, in dessen Konsequenz, Dienst der Menschen für Gott und für die Welt. Insofern betont die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils,

wie wichtig es ist, „daß die Gläubigen bewußt, tätig und mit geistlichem Gewinn“ an der Liturgie teilnehmen können (SC 10). Alles, was sich in der Geschichte im Lauf von Jahrhunderten in zahlreichen Bräuchen und Riten an die ursprünglich „reine“, urchristliche Form der Eucharistiefeyer angelagert hat und wohl auch in Zukunft immer wieder anlagern wird, muß sich daran messen lassen, wie weit es den Kern christlichen Gottesdienstes anschaulich, begreifbar und wirksam werden läßt.

Der Vorwurf von Kritikern, die nachkonziliare Liturgie habe der Banalisierung von Riten beziehungsweise einer „Protestantisierung“ des katholischen Meßritus Vorschub geleistet, mag vor dem Hintergrund der vorkonziliaren Ritenfülle verständlich sein. Nur: Wer hat den Sinn und die Funktion all dieser Riten verstanden – außer den liturgiewissenschaftlich geeichten Spezialisten? Eine Liturgie, die die Teilnehmer nicht in einer bloß passiven Zuschauer- und Zuhörerrolle belassen will, eine Liturgie, die das konkrete Leben der Mitfeiernden als konstitutiven Bestandteil jeder Liturgie ernstnimmt, braucht sich von solchen Vorwürfen nicht einschüchtern zu lassen.

Die Sinnhaftigkeit von Riten bemißt sich nicht an einer mysteriösen Unverständlichkeit, die eher eine Distanzierung der Teilnehmer bewirkt, sondern daran, inwieweit sie die Mitfeiernden in das Geschehen einbeziehen und zur inneren wie auch äußeren Teilnahme bewegen kann. Der Vorwurf der Banalität läuft eher Gefahr, den Sonderbereich des Sakralen so zu betonen, daß alles, was das Leben der Menschen auf vielfache Weise ausmacht, vor der Kirchentür ausgesperrt bleibt.

Ein Großteil menschlichen Lebens besteht aus Banalitäten, aus Routinen, aus Hunderten von Alltäglichkeiten. Insofern wird es schwerlich eine christliche Liturgie geben können, die diese Sachverhalte einfach ausklammert oder als liturgieunfähig deklariert. Daß vielen Christen, auch durchaus liturgiewilligen, die liturgischen Feiern so furchtbar unverständlich bleiben, könnte also eher daran liegen, daß sie ihr eigenes Leben, ihr alltägliches Tun, Denken und Empfinden in den liturgischen Handlungen nicht oder nur sehr schwer entdecken können, als daran, daß sie durch eine „Häresie der Formlosigkeit“ (Martin Mosebach) ihren Weg zu Gott verstellt sehen.

Der von Papst Johannes Paul II. in Erinnerung gerufene Zusammenhang von liturgischem Feiern und Orthopraxie ist jedenfalls ein zukunftssträchtigeres Moment christlicher Existenz als das hartnäckige Insistieren auf angeblich ewigkeitsträchtigen liturgischen Formen, die, nicht nur im liturgischen Bereich, die Gefahr einer Selbstmusealisierung der Kirche in sich tragen.

Johannes Baar SJ